

DAS EXPERIMENT – NR. 4



Augen zu und durch. Blind eine Snowboardtour machen. Wer hat sich denn das ausgedacht? Mist, das hab ich ja selber vorgeschlagen. Einfach so drauflos. Jaja, das klappt dann schon. Als ich dann auf der Piste mal ganz für mich alleine ausprobieren, wie es ist, mit geschlossenen Augen den Hang hinunter zu rutschen, schwant mir im wahrsten Sinne des Wortes Übles: Es wird mir erst einmal schlecht. Die Orientierungslosigkeit erfasst mich in einem solchen Ausmass, dass mein Magen oben nicht mehr von unten unterscheiden kann. Natürlich hat sich mein Chef genau für dieses Blindflug-Thema entschieden. Und von Kolleginnen und Kollegen kam umgehend das Echo: «Lieber du als ich!» Hätte ich das bloss nicht vorgeschlagen. Doch es war genau diese Herausforderung, die mich so reizte. Jetzt also bloss nicht jammern. Was dich nicht umbringt, macht dich stärker.

An einem Samstagmorgen früh fahren wir los. Ich habe zwei Kollegen als Blindenbetreuer angeheuert. Am liebsten wäre ich mit meinem guten Freund unterwegs, der selber mal ein Blinden- und Sehbehindertengeräte geleitet hat. Wahrscheinlich war er es, der mir diese bescheuerte Idee in den Kopf pflanzte: Ja, eigentlich ist er schuld. In der Anleitung, die er mir geschickt hat, lese ich: «Ist es denn sinnvoll, wenn Blinde auf Brettern den Hang hinunter schwingen? Und wo hört der Spass

auf und wird das Risiko zu gross?» Genau diese Fragen stelle ich mir auch gerade... Ziel unseres Experimentes ist es denn auch nicht, das Schneesporterlebnis eines Blinden nachzuempfinden. Viel mehr geht es darum, zu erleben, wie es für eine Sehende ist, wenn der wichtigste menschliche Sinn für einmal ausgeschaltet ist.

Los geht es wie bei jeder Tour erst mal mit Gehen. Die Schneeschuhe schnalle ich mir noch selber an, dann zückt Begleiter 1 die ominöse, mit Folie zugeklebte Sonnenbrille. «Hast du da auch was Lustiges vorne drauf geklebt wie bei «Wetten dass?» – Spiegeleier oder so?» «Tomaten!» «Wieso?» «Damit ich sagen kann «Hast du Tomaten auf den Augen?»» Jaja, die beiden haben gut lachen. Damit ich wirklich gar nichts sehe, schliesse ich unter der Brille zusätzlich die Augen. Und ich schwöre mir, sie auf keinen Fall zu öffnen, bis das Experiment offiziell abgeschlossen ist.

Wir stapfen los, durch ein kleines Tal, leicht bewaldet, wie mir der Vordermann beschreibt. Sanft und stetig geht es aufwärts. Ich fühle mich wohl, bewege mich intuitiv, folge den Geräuschen seiner befehlten Skis. «Das gibts nicht, du läufst zweieinhalb Meter hinter mir und bewegst dich präzise in meiner Spur!» Auch ich finde Gefallen an meinem Gehörsinn. Sogar wenn die beiden Sehenden sich austauschen und Wörter brauchen wie «da», «hier» und «dort drüben», verstehe ich aufgrund



ihrer Sprechrichtung, was sie meinen. Erst jetzt fällt mir auf, wie viele Wendungen in der Umgangssprache mit «sehen» kombiniert sind: «Das schauen wir später...», «Das sehen wir dann», «Schaust du für Getränke?». Momentan kommen mir all diese Phrasen ironisch vor.

Der Gehörsinn kann also beim Gehen gewissermaßen die Führung übernehmen. Zusammen mit dem Tastsinn natürlich. Denn ohne Stöcke wäre ich bestimmt schon umgefallen. Sie helfen mir, dem Kommenden zu vertrauen, das Gewicht ganz auf ein Bein zu verlagern. Ich halte meine Körperposition etwas tiefer, gehe mehr in die Knie und komme mir vor wie ein Indianer auf der Pirsch. Als dann aber plötzlich unerwartet ein Ästchen mein Gesicht streift, erschrecke ich gewaltig.

«Auf den nächsten dreissig Metern musst du auf einem schmalen Band laufen. Links und rechts hat es immer wieder Löcher, die der Bach in den Schnee gefressen hat.» Ich stelle mir einen extrem schmalen Grat vor, tiefe Gruben, einen wilden Bach. Sehe mich schon stürzen und mir dabei den Stock ins Gesicht rammen, mich morgen mit einem blauen Auge aufstehen... Aber ich höre keinen Bach. Da geht mir auf: Die beiden Begleiter können mich ja auch extrem verarschen! Vielleicht gibts da gar keine Löcher und sie wollen mir nur zuschauen, wie ich süß durch den Schnee tapse. Ich muss zum ersten Mal

einfach nur vertrauen. Blind vertrauen. Eine Erinnerung kommt hoch: Als ich ungefähr zehn war, fuhren wir mit der Familie nach Paris. Ich und mein jüngerer Bruder fanden es öde, stundenlang durch die Strassen zu latschen und unterhielten uns mit einem kleinen Spiel: Der eine – in diesem Fall mein Bruder – schliesst die Augen und die andere – ich – gibt genaue Anweisungen. So im Stil von: links, Stufe, scharf rechts, lang gerade, Achtung Strasse etc. Schlimmstes Vergehen: die Augen zu früh wieder zu öffnen. Eine Weile ging alles gut, bis ich abgelenkt wurde und DONG!, mein Bruder in den Laternenpfosten donnerte. So richtig voll mit der Stirn. Sogar seine Sonnenbrille war kaputt. Seine Lieblingssonnenbrille. Er war so sauer, dass er bis am Abend nicht mehr mit mir sprach.

«Smile!» Jetzt wollen sie auch noch ein Foto machen, mit mir und der doofen Brille. Aber so sind wenigstens die Löcher bildlich fest gehalten und ich kann später kontrollieren, ob sie das Setting wahrheitsgetreu beschrieben haben. Nach einem langen und steilen Hang, den wir in typischer Zickzack-Manier erklimmen, kommen wir oben an. Jetzt wäre ich grade so richtig schön in den Trott gekommen, war ganz versunken, allein mit meinen Gedanken und den Geräuschen. Ich hätte mich gut dran gewöhnen können, noch eine Weile so weiter zu gehen. Doch jetzt gehts erst richtig los: blind runterfah-

DIE ETWAS ANDERE REPORTAGE

ren ist angesagt. Um etwas zu trinken, das Snowboard an die Füsse und die Schneeschuhe an den Rucksack zu schnallen, nehme ich die verklebte Brille kurz ab. Selbst ist die Frau, und da die anderen zwei keine Snowboarder sind, weiss ich am besten, was wohin gehört.

Wie ich da oben so am Hang sitze und den Helm aufsetze, schiesst zum ersten Mal ein wenig Adrenalin durch meinen Körper. Ich bin bereit. «Traversiere erst mal zehn Meter nach rechts.» Ich fahre los, Körper zum Hang, rechtes Bein voran, Goofy. Das Snowboard macht ein ohrenbetäubendes Geräusch auf dem harten, verwitterten Schnee, der Helm schirmt die übrigen Laute ab, ich lasse mich fallen: «WAS?» «Ich habe gesagt: Gut, weiter so...» «Jetzt verstehe ich, weshalb in der Anleitung von Kommandos über Funk die Rede ist: Ich verstehe kein Wort!» Also haben wir während dem Fahren kaum eine Kommunikationsmöglichkeit. Das an einem Seil befestigte Schwimmbrett mit zwei Griffen habe ich als Hilfsmittel nämlich abgelehnt. Mich von einem Nicht-Snowboarder ziehen lassen? Die wissen doch nicht einmal, wie eine Kurve genau aussehen soll. Meine grösste Angst: in jemanden reinzufahren. Da soll also bloss keiner unter mir rumstehen. Ich merke, wie sehr ich nervlich angespannt bin: «Haut ab! Einfach aus dem Weg! Ich sehe nichts und höre nichts!»

Die erste intuitiv gefahrene Kurve – notabene die für mich schwierigere Rechtskurve – gelingt perfekt. Wir sind erleichtert. Schön in der Falllinie bleiben und mit dem Körper wieder auffangen. Ein geniales Gefühl. Eine geübte Bewegung, die sich blind abrufen lässt. Viel schwieriger ist das Traversieren: Immer wieder kippe ich gegen die Hangseite, muss mich mit den Händen kurz abstützen. Und erst das Anhalten! Wer hätte das gedacht? Am meisten Probleme bereitet es mir, den richtigen Augenblick zu eruieren, um mich in den Schnee plumpsen zu lassen. Ich merke ganz einfach nicht, wie schnell ich fahre. Das Gleichgewichtsorgan ist zu langsam, das visuelle Festhalten fehlt, die Balance geht total verloren.

Eine weitere Kurve, anhalten. Eine zweite. Ich versuche abzubremesen, stehe schon fast still. Ich lass mich fallen, strecke die Hände zum Abfedern aus, AAAA-AUTSCH! Ich bin dermassen viel schneller als gedacht, dass die Wucht der Geschwindigkeit mir die Finger der linken Hand allesamt zurückbiegt. Ich bleibe liegen, um mich zu orientieren und dem Schmerz nachzuspüren – die Augen halte ich konsequent zu. Langsam macht sich in mir eine Stimme bemerkbar: Hör auf mit dem Blödsinn! Warum lässt du dich nur auf so etwas ein? Meine Taktik gegen die bösen Geister: weiterfahren!

Das laute Kratzen des Brettes übertönt auch die innere Stimme. Was stand da genau von Risiko? Ach, gar nicht erst daran denken, was noch alles passieren könnte. Die nächsten Kurven fahre ich dennoch mit mehr Respekt, immer in Absprache mit meinen zwei Begleitern, die auch recht angespannt wirken. Traversieren, rutschen, traversieren, rutschen, Kuuuuurve und mit extremem Höhenverlust bremsen versuchen.

-----)

«Jetzt solltest du keine Kurve mehr machen, sonst fährst du in ein paar Schneetöfchs...» «Sind wir unten?» «Ja.» «Kann ich die Brille abnehmen?» «Ja.» Ich bin erleichtert. Brille weg. Phu... Zum Glück wusste ich nicht, wie steil dieser Hang aussieht. Das ist ja nochmal gut gegangen. Einigermassen jedenfalls, denn meine Hand meldet sich. Ich versichere mich, dass nichts knackt oder blutet. Gestaut wahrscheinlich. Also erst mal in den Schnee stecken und kühlen. Wie wenn man vom Pferd gefallen ist und sofort noch einmal aufsteigen muss, um ein Trauma zu verhindern, packe ich mein Board und trage es den Hang noch einmal hoch. Mit weit geöffneten Augen brause ich noch einmal herunter: Das war schon alles? Ich brems mit geübtem Schwung vor meinen Begleitern – nein, das Bremsen gehört nicht generell zu meinen Defiziten. «Jetzt zeigt mir mal das Foto von vorhin.» Die Szene sieht zwar recht idyllisch aus, aber das mit den tiefen Löchern stimmt tatsächlich. Begleiter 2 zieht eine Flasche Chardonnay aus dem Schnee. «Ist das euer Ernst?» Ich bin froh, hat wenigstens mein Magen diesmal nicht überreagiert und stosse glücklich auf das gelungene Experiment an. Doch nach zwei Schlucken merke ich: Das ist zu früh für meinen Gleichgewichtssinn. Als meine Begleiter mir nachschenken wollen, winke ich säuerlich lächelnd ab. *

TEXT

Mia Hofmann

ILLUSTRATION

Matthias Triet
trickytriet.ch

